

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 7 (1903)

**Artikel:** Gericht der Störche  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572699>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

dadurch schon in peinliche Situationen gekommen. Die Dumaresqs gehören einfach nicht in unsern Gesellschaftskreis, und solche Leute fühlen sich nur unbehaglich in höhern Sphären. . . . Wir sollten überhaupt Geraldine diesen Umgang nie gestattet haben, sie ist ohnehin schon überspannt genug!"

Der General seufzt. „Es ist schade, daß das Mädchen so unpraktisch ist; aber trotzdem. . .“ er zögert, ehe er sein Geständnis macht. . . „sie ist ein Prachtkerl und gefällt mir riesig. Das ist doch etwas, wenn ein Mädchen so fest zu seinen Ansichten steht! Allerdings, unpraktisch ist sie, da muß ich dir recht geben; denn diesen Linnell hätte ich ganz gern zum Schwiegerjohn.“

„Er hat Geld,“ sagt die Dame kurz, während sie vor dem Spiegel ihr Haar noch ein wenig zurechtfreicht. „Er hat sicherlich Geld, wenn er es schon nicht zugeben will. Er könnte nicht auf diesem Fuß leben aus dem, was seine Bilder ihm eintragen.“

„Und du meinst?“

„Ich meine, daß er nicht ohne Absichten hiehergekommen ist,“ sagt die Dame mit bedeutungsvoller Betonung.

„Er war schon in Algier sehr entzückt von Geraldine. Aber sein Kopf ist gerade so vollgepfropft mit sentimentalem Unsinn wie der Geraldinens, und wenn er das Mädchen mit dem verrückten Namen sieht, so verliebt er sich schon deshalb in sie, und weil sie arm ist. Diese Sorte Männer wirft sich immer so an eine hergelaufene Armut weg, aus lauter Sentimentalität! Und Geraldine ist genau so geartet. Nichts würde sie mehr erfreuen, als wenn sie einen hellerlofen Dichter, Maler oder Musikanten heiraten könnte, um dann ihre Tage mit ihm im Armenhaus zu beschließen.“

Der General wiegt unwillig den Kopf.

„Es ist wirklich sehr zu bedauern, daß sie sich nach keiner Seite hin entschließen kann. Denn was mich ihre Brüder in letzter Zeit Geld gekostet haben! Und doch muß ich sagen, ich kann Geraldine begreifen. Ein Mädchen wartet natürlich lieber mit dem Heiraten, bis es den Mann findet, der ihm wirklich paßt. Es ist ja nicht so, daß ihr die Gelegenheit fehlt, junge Männer kennen zu lernen; Geraldine hat Anträge gehabt, wie nicht manches Mädchen sich solcher rühmen kann. Ich weiß mir bald keinen Rat mehr mit ihr; ich glaube, sie hat keine Ahnung, was sie mir für Sorgen bereitet.“

Die Unterhaltung wird abgeschnitten durch den Eintritt Fräulein Geraldinens. Sie ist groß und dunkelhaarig, mit ausdrucksvollen, schönen Gesichtszügen, die vielleicht ein wenig zu viel Stolz und Würdegefühl zeigen, doch auch einen kräftigen Charakter, der sich von einer noch so eigenwilligen Mutter nicht modeln läßt.

Der Vater betrachtet sie mit unverhohlenem Wohlgefallen.

„Diese Passionsblumen stehen dir gut, Geraldine,“ sagt er, „sie sind sehr hübsch. Wo hast du sie her?“

„Byche gab sie mir. Sie sind wirklich sehr hübsch. So etwas Ungewöhnliches kleidet mich immer gut.“

„Warst du denn diesen Nachmittag drüben?“ fragt die Mutter.

Geraldine bejaht ruhig. „Byche hat mich, herüberzukommen; sie hat Herrn Linnell kennen gelernt und hatte Tausenderlei über ihn zu fragen.“

Die Generalin schaut mit bösem Blick auf. „Was geht sie Herr Linnell an? Woher kennt sie ihn denn schon?“

„Sie traf ihn gestern bei Mansels.“

„Und was sagtest du ihr über ihn? Doch hoffentlich nicht, daß er reich ist?“

„Wie könnte ich das, Mutter! Er selbst betont ja immer, daß er es nicht ist.“

Die Mutter atmet etwas erleichtert auf. In dem Augenblick geht die Klingel. Die Dienerin tritt auf die Schwelle und meldet Herrn Linnell, und ihm auf dem Fuß folgen die Mansels.

Linnell führt Geraldine zu Tisch. Da er der Ehrengast des Abends ist, so wird er zwischen Mutter und Tochter gepfercht. Diese Sitordnung ermöglicht es der Generalin, ein aufmerksames Ohr zu haben für die Unterhaltung der beiden jungen Leute.

„Und wie gefällt Ihnen jetzt Roserton, Herr Linnell, nun Sie es näher kennen?“ fragt die Generalin, während die Suppe herumgereicht wird. „Haben Sie schon Anregung zu einem Bild gefunden?“

Der Befragte blickt mit unbehaglichem Lächeln auf. Nun geht's schon wieder los, was er am meisten haßt, die Ausfragerei über seine Arbeiten. Die Gastgeberin wird nun seine Künstlerschaft so ausgiebig wie möglich benutzen, um den Leuten von Roserton damit zu imponieren.

„Ja,“ sagt er schein, mit einem halb hilfseuchenden Blick zu Frau Mansel, die ihm gegenüber sitzt, „ich arbeitete gestern an einem reizenden Landhäuschen am Fuß des Schloßhügels und vernahm nachher zu meinem Staunen, daß es keinem Geringern als Haviland Dumaresq gehört. Ich hatte keine Ahnung davon, daß der berühmte Mann in Roserton wohne.“

„O ja, Herr Dumaresq ist sehr geschick, wie ich glaube,“ antwortet Frau Mailand etwas frostig, mit jener Fernhaltung, die die englische Dame annehmen zu müssen meint, wenn man sich ihr mit einem Thema nähert, das ihr nicht paßt. „Ich habe immer gehört, daß er geschick sei, aber kaum eine Persönlichkeit, mit der man gerne in Gesellschaft verkehrt. Er trägt ganz sonderbare Hüte und drückt sich manchmal so sonderbar aus. In seiner Art ist er sehr geschick, o ja, und weiß über viel Bescheid. Sie müssen wissen, daß wir viele solcher Lokalberühmtheiten hier haben. Unser Postbote ist auch ein so geschickter Mensch; man kann ihm auf Neujahr jede Art Gratulationsverse bestellen, und er macht sie. Geraldine, könntest du nicht einige dieser Verse aufstreifen, sie sind zu drollig?“

(Fortsetzung folgt).

## Gericht der Störche.

Wir mochten kaum gegen dem Dorf Linggenheim (eine Meile von Rheinzabern) gelangt sein, sahen wir in der Luft eine große Anzahl Störken mit einander herum; die flogen bald nahe zusammen, dann wiederum von einander, indessen kamen noch andere Troupen, welche zu ihnen stießen. Einer von unserer Gesellschaft vermanete den Kutscher, etwas still zu halten, daß wir fleißig Achtung gebend; dann gewiß, sagte er, wird sich mit diesen Vögeln etwas wunderlich begeben. Wir gaben hierauf gute Achtung, und nachdem diese Vögel eine ziemliche Zeit in der Luft fast enge in einander herum geflogen, fingen sie endlich alle zusammen ein Geschrey an, und mit demselben liefend sie sich zur Erden und formierten einen Ring, so künstlich rund, als ob er mit dem Zirkel gemacht wäre. Dieser Ring war von denen Vögeln in die fünf Reyen hoch ohngefahr umstellt und ganz enge zusammengeschlossen. Die Größe des Raums in mitten dieses Rings war ohngefahr fünfzehn in zwanzig Werkshuben parallel Weite. Als nun diese Ordnung gemacht ware, stunden die abgeordneten Störken und sahen alle einander an; das währet nit gar lange, dann trat ein Stork aus dem Ring in die Mitte des Plans, legte seinen Kopf hinter sich, als sy pflegen zu thun, wann sy ihren Schnabelgesang führen wollen; mit diesem hub er seine Stimme

an und schnablet eines mit sonderm Ernst daher; demnach ließe er seinen Kopf für sich sinken und seinen Schnabel hengeret er gegen der Erden, als einer, der sich sehr schämet, und schwiige ganz stille. Indessen sienge dieses ganze Storkenheer ein allgemeines Geschrey an, und alsbald wüchsend sy hfrig auf den in der Mitte stehenden Storken, ja so schnell, als wann es ein Wettlauf were, so daß es schiene, als purzletend sie alle über einander; dann bey einer achtelstunden flogen sy widerumb in die Luft und verfügend sich einer dahinaus, der andere dorthinaus.

In großer unserer Verwunderung nun stigen wir samtlich von der Kutschen und verfügend uns auf dieses Storken Convents-Platz; so fanden wir nit ohne sonderbare große Bestürzung einen ganz zerrissenen Storken auf der Walfstatt liegen, dem waren alle Glieder ausgezehrt und sein Corpus also zerzetet und verkrümmert, daß es von solchen Vögeln beschehen zu seyn ungläublich schiene.

Von den Reisegefährten erzählte einer, daß er von einem Professor gehört habe, daß die Storken den Chebrecher so bestrafen.

(Aus der Reisebeschreibung oder Peregrination  
J. Seint. Meissen von Zürich, anno 1653).